Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juni

Straßburgs Jugend marschiert!

Aufnahme: Jungmann

Nr. 9 / 1941

Vor einem Jahr

13 Köpfe und 1 Soldat



Kurz vor Mitternacht kamen wir in das kleine deutsche Grenzdorf. Eine arme Gegend mit kargen Äckern, mageren Wiesen, dünnen Wäldern. Das hatten wir am Tage gesehen.

Vor dem Bürgermeisteramt hielt die Batterie zur Quartierausgabe. Da standen sie alle: Männer, Frauen, Kinder. Warteten stundenlang, um ihre Soldaten zu empfangen.

„Hausnummer 13 . . .!"

Wenn man abergläubisch wäre? Aber neben mir knallten zwei Pimpfe im Braunhemd die Hacken zusammen. Der eine nahm den Stahlhelm, den Karabiner ab. Dem andern mußte ich unbedingt den schweren Tornister auf den Buckel laden.

„Links schwenkt . . . maaarsch . . .!"

Am Dorfende stand ein kleines Häusl, das seine Armut gern hinter einem breitästigen Birnbaum verstecken wollte. Durch den gepflasterten Gang polterten wir in die Küche. Ein enger, niederer Raum. Vor Schreck blieb mir der Gruß im Halse stecken. Ich fing das Zählen an. Neun Kinder im Alter von einem halben bis zu fünfzehn Jahren, Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, dreizehn Köpfe und ein Soldat.

„Es muß eine Verwechslung bei der Quartierausgabe . . .", wollte ich entschuldigend mich empfehlen.

„Herr Soldat", der Großvater kam hinterm Ofen vor, „Sie müssen bleiben. Ich war Soldat. Mein Junge ebenso im großen Krieg. Und all die Enkel da, sie sind zum Bürgermeister gelaufen, viermal zum Ortsvorsteher gelaufen um einen Soldaten!"

„Brave Kerle!" Sie luden indessen meine Sachen auf den Tisch. Dort stand auch in der dickbauchigen Kanne heißer Kaffee. Weißbrot und Marmelade daneben.

„Es ist ja heute so ganz anders als damals", erzählte die Mutter weiter. „Damals, als die Schwarzen zur Besatzung kamen. Den alten Großvater hatten sie des Nachts aus dem Bett gerissen. Mit meiner zwei Tage alten Jetti mußte ich auf der Streu im Stalle schlafen."

„Mit den Dreckstiefeln sind sie in den Betten gelegen", fiel der Großvater ihr ins Wort. „Haben unsere beiden Ziegen mit dem Bajonett gespießt. Als mein Sohn am andern Morgen beim Offizier um Abhilfe bitten wollte, fuhr ihm eine Reitpeitsche ins Gesicht, daß er blutend nach Hause kam."

Der Vater darauf: „Und das, Kamerad, haben wir immer unseren Buben erzählt, Tag um Tag. Das war ihr erstes Gebet beim Erwachen, ihr letztes vor dem Schlafengehen. Ins Blut haben wir es ihnen gehämmert. Und so sind sie nach der Befreiung von der größten Schmach Pimpfe geworden, ganze Kerle, und tüchtige Soldaten müssen sie dereinst geben, wenn der Führer sie zu den Fahnen ruft."

„Und nun wollen Sie gehen?" fragte fast ein wenig bange der Großvater hinterm Ofen hervor.

„Gehen? Wenn ich im kalten Keller schlafen müßte, gar niemals. Schon der Jungens wegen."

In der Mansarde war ein Stübl mit zwei Betten. Vier Jungens hatten drinnen geschlafen. Die Kammer war voll und ganz für mich allein geräumt.

„Kommt nicht in Frage. Zwei Jungens müssen allemal bei mir schlafen."

So haben wir es gehalten, und jede Nacht mußte ich erzählen von unserm Führer, von unserm schönen Vaterland, von unserm stolzen, großen Reich.

Es war ein schwerer Abschied nach acht Tagen.

„Und die Franzosen laßt ihr sicher nicht mehr herein?"

„Bestimmt nicht, Jungens!"

Wir haben Wort gehalten. L. Strobl.

Handstreich auf Lüttich

Pfingstmontag 1940. Alle schönen Urlaubsträume sind längst verflogen. Seit dem 10. Mai rollt der Angriff im Westen. Seit Freitagmorgen 5.35 Uhr marschieren wir in Feindesland. Seit drei Tagen kennen wir nichts als Marschieren, Kämpfen und wieder Marschieren. Selbst die in vergangenen Friedenstagen von uns „Sandhasen" viel beneideten Kameraden der MG.-, der IG.- und der Panzerjägerkompanien marschieren und schleppen ihre Waffen im Mannschaftszug über Wiesen und Felder. Wo es nicht mehr gehen will, packen wir mit zu. Vorwärts, nur vorwärts, dem Feinde nach, der sich ab und an zu einem kurzen Kampfe stellt und dann schnell geworfen wird.

Bei Visé haben wir in den späten Abendstunden des ersten Pfingsttages die Maas in Schlauchbooten überquert. Selbst heftiges Feuer aus den befestigten Uferstellungen hat uns nicht daran hindern können. Nachtruhe haben wir kaum gekannt. Im Schutz des Nebels haben uns Pioniere in den frühen Morgenstunden des Pfingstmontags über den vielgenannten Albertkanal, eine der stärksten belgischen Verteidigungsstellungen, gerudert. Auch die vielen Bunker haben uns nicht wesentlich aufhalten können. Ohne große Verluste sind wir hinübergekommen, haben uns lautlos und vorsichtig durch die Minensperren geschlängelt und marschieren nun wieder seit Stunden ununterbrochen. Unsere Vormarschstraße zeigt kilometerweit die Spuren wildester Flucht. Kraftwagen, Pferdefuhrwerke, Bekleidungsstücke aller Art, schußfertige Maschinengewehre, eine ganze Batterie mit vollen Munitionswagen, ja selbst streng geheimzuhaltende Schriftstücke finden wir in wirrem Durcheinander vor. Flüchtlinge kommen uns in Scharen entgegen.

„Les avions, les avions!"

Deutsche Flieger! Das ist fast das einzige, was man aus den verängstigten Menschen herausbekommt. Schier endlos ist diese Straße mit den Trümmern der belgischen Armee. Wir aber marschieren, marschieren. Die Pfingstsonne brennt, die Füße schmerzen, Maschinengewehre und Munitionskästen drücken schwer. „Wie weit müssen wir noch?", das ist die Frage, die ich immer wieder höre. Die Männer mit ihren zerschundenen Füßen tun mir leid, aber es hilft nichts, wir müssen weiter. Der Feind darf nicht zur Ruhe kommen. Jeder Aufenthalt kostet vielleicht später Blut. Halblinks vor uns muß Lüttich liegen. Es ist nicht mehr weit, etwa 25 Kilometer zeigt die Karte. Fünf Marschstunden nur, aber hier müssen wir ja auf stärksten Widerstand stoßen. Nach Neufchâteau kann es darüber keinen Zweifel mehr geben. Als ich scherzhaft sage, daß wir am nächsten Tage in Lüttich sind, kommt als Antwort nur ein Lächeln. Das glaubt

keiner. Ich denke an Ludendorffs Handstreich auf Lüttich 1914. Er hat damals mit einer Handvoll Leute den Gürtel der Forts durchbrochen und die Zitadelle besetzt. Ob das heute noch einmal möglich wäre? Ich kann es nicht glauben, denn die Belgier haben auch gelernt. Sie werden sich nicht wieder ins Bockshorn jagen lassen. Unterdessen erreichen wir die Straße Tongres — Lüttich. Hier sehen wir aus der Nähe die vernichtende Wirkung unserer einzigartigen Stukas. Eine belgische Division, die gegen uns eingesetzt werden sollte, ist auf dem Vormarsch von dieser modernsten Waffe überrascht worden. Ein Gewirr von zerfetzten Menschenleibern, zertrümmerten Waffen und verkohlten Fahrzeugen, das ist der traurige Rest der ganzen Division. Nun wissen wir auch, warum panische Furcht die Belgier erfaßt, wenn ein deutsches Flugzeug erscheint. Nun ist uns auch verständlich, warum das Fort de Lantin, das etwa 500 Meter vor uns liegt, schweigt. Wer die Hölle eines Stuka-Angriffs überlebt hat, der denkt nicht mehr ans Kämpfen. Es ist 15.00 Uhr. Das Bataillon rastet im Angesicht Lüttichs, dessen Vorstädte etwa 10 Kilometer entfernt liegen. Was wird werden? Werden wir uns zu einem Großangriff bereitstellen? Werden wir die Festung umgehen? „Kompanieführer zum Bataillon!" Der Oberleutnant geht fort. Er wird bald neue Befehle bringen und damit Antwort auf die Fragen, die uns allen so brennend am Herzen liegen. Einstweilen liegen wir in einem Haferfeld, uns von den Marschstrapazen zu erholen. Aber die Ruhe ist uns nicht gegönnt. Granaten heulen plötzlich über uns hinweg, 500 Meter rechts krachen sechs Einschläge. Sind wir von einer Beobachtungsstelle der feindlichen Artillerie gesehen worden? Auf jeden Fall: Spaten 'raus und eingraben, denn Deckungen gibt es sonst keine.

15.30 Uhr. Der Oberleutnant kommt zurück, sehr eilig. Er winkt mit der Hand: „Zugführer zu mir!" Dann der Bataillonsbefehl: Bataillon tritt 16.00 Uhr Vormarsch auf Lüttich an und besetzt Zitadelle! Wir sind wie elektrisiert. Am 4. Tage soll Lüttich, das uneinnehmbare Lüttich fallen. Und wir, unser Bataillon mit seinen 700 Mann, ganz allein sind zu diesem Unternehmen berufen. Es ist beinahe nicht zu glauben, aber da ist der nüchterne Befehl: Bataillon tritt 16.00 Uhr Vormarsch auf Lüttich an und besetzt Zitadelle! Einen Augenblick denke ich an Ludendorff und seine Tat von 1914. Heute sollen wir denselben Auftrag durchführen. Wir springen zu unseren Zügen zurück. Ich schreie den Befehl in die Gruppen hinein. Alle Müdigkeit ist im Nu verschwunden. Die nötigen Vorbereitungen werden sofort getroffen. Eine Radfahrerabteilung, die vorfühlen soll, wird zusammengestellt. Die Panzerjäger, die uns zugeteilt sind, werden eingewiesen, Handgranaten für den zu erwartenden Straßenkampf zusätzlich ausgegeben. 16.00 Uhr. Das Bataillon tritt an. 700 Mann gehen zu beiden Seiten der Straße in Schützenreihe vor, von Mann zu Mann fünf Schritte, von Kompanie zu Kompanie 50 Schritte Abstand.

Wird uns die belgische Artillerie nicht in Grund und Boden schießen? Die Straße kann von allen Seiten eingesehen werden, das Gelände bietet ausgezeichnete Möglichkeiten für Beobachtungsstellen der Artillerie. Und wirklich, wir kommen an den Stadtrand, ohne eine Granate gehört zu haben. An den Häusern entlang gehen wir vor, die Handgranate wurfbereit, MG. geladen, Seitengewehr aufgepflanzt. Jedes Fenster, jedes Kellerloch, jede Dachluke wird beobachtet. Aber kein Schuß fällt. Wir sehen nur die maßlos erstaunten und teilweise erschreckten Gesichter der Zivilbevölkerung.

Deutsche Truppen in Lüttich. Das kommt zu unerwartet, nachdem die Presse von glänzenden Siegen der Westmächte berichtet hat. Die Kunde von unserem Einmarsch eilt uns voraus. Im



Innern der Stadt stehen die Bewohner schon auf den Straßen. An Widerstand denkt keiner mehr. Bei uns aber löst sich allmählich die ungeheure Spannung der letzten Stunden. Fast unbewußt schließen wir zur Marschordnung auf. Der Gleichschritt deutscher Infanterie dröhnt durch die Straßen Lüttichs. Die Zitadelle, das mächtige Wahrzeichen der Stärke dieser Stadt, taucht auf. In diesem Augenblick stimmt einer aus der Kolonne ein Lied an, alle fallen ein. Das Englandlied braust empor, dann die „Wacht am Rhein", dann unser Bataillonslied. Unterdessen ist der Regimentskommandeur, der mit uns gefahren war, zusammen mit dem Bataillonskommandeur und einigen anderen am Eingang der Zitadelle angekommen.

Nach kurzer Verhandlung wird ihm der Schlüssel übergeben, an derselben Stelle, wo ihn vor 26 Jahren ein damals unbekannter deutscher General empfing. Heiße Freude und unbändiger Stolz und tiefer Dank gegen den Lenker der Schlachten, der sichtbar mit uns war, steigen in uns auf, als Minuten später die deutsche Flagge gehißt wird. Das Bataillon steht im Innenhof des Festungswerkes, 700 Mann mit 750 Gefangenen. Lüttich ist gefallen, gefallen am Pfingstmontag 1940, dem 4. Tage des Angriffs im Westen. Und wir, das II. Bataillon eines deutschen Infanterie-Regiments, waren als erste in seinen Mauern. Lt. Schweer.

Die Leitung muß vor!

Wir gehen vor in die vordersten Linien. Am Gefechtsstand des Regiments ein Funktrupp in Stellung. Unter einer Zeltbahn zwei Männer, einer davon mit dem Kopfhörer und der Sprechmuschel. Sie haben Verbindung mit den vorgeschobenen Beobachtern. Ihre Aufgabe: feindliche Stellungen und Batterien festzustellen; Meldung zurück, Feuer der eigenen schweren Waffen anzufordern und zu leiten. Die Verbindung ist oft schwierig. Dann macht der Stab wieder Stellungswechsel. Auch wir gehen weiter.

Unterwegs ein großes „F" auf roter Fahne: Feldfernsprecher. Vier Nachrichtenmänner begegnen uns, am Weg entlang eilen sie vor. Voraus, leicht gebückt, der Rollenträger. Meter für Meter rollt der dünne Draht von der Trommel auf dem Tragegestell. Der nächste zieht an und legt aus; dann folgt der mit der Drahtgabel zum Hochlegen und Führen, während der letzte Mann mit umgehängtem Fernsprechgerät die Leitungen verbindet und gleichzeitig Sprechkontrolle macht. Andere wieder bringen Draht nach. So geht es vorwärts. Durch Trichter, Gräben und Sumpf über Hecken, Zäune, durch den Wald. Schnell muß das jetzt gehen auf dem Vormarsch. Die Gefechtsstände rücken immer wieder vor. An der Front geht es unaufhaltsam weiter. Die Fernsprecher müssen nach. Im Marsch fast nehmen sie alle Hindernisse, Kilometer für Kilometer.

Vorne an der Front, zwischen den Stellungen der Granatwerfer, zwischen MG.-Nestern und Schützenlöchern, bei den B-Stellen der Artillerie, ist in einem Loch gut getarnt eine Feldsprechstelle eingerichtet: Verbindung nach hinten zum Ge-

fechtsstand, Querverbindung zu den Einheiten, nach vorne zu den vorgeschobenen Sicherungen. Ein derber Fluch des Unteroffiziers. Keine Verbindung, vermutlich Leitung zerschossen. Ringsherum im Abschnitt liegt starkes Feuer, gar dünn ist dieser Draht. „Störungssucher hinaus!" Zwei Mann rücken ab. Die Leitung muß gehalten werden, trotz starkem Artillerie- und MG.-Feuer. Bei Tag und bei Nacht — mehrere Stunden sind die Männer oft unterwegs, meist allein. Leitung flicken, teuflische Angelegenheit!

Zwei Soldaten sind unterwegs auf Störungssuche. Meter auf Meter kontrollieren sie den Draht, mehr auf den Knien als im Stehen. Durch den Wald, über freie Wiesen und Felder. Immer weiter, es ist eilig, die Verbindung muß her. Eine Stunde sind sie schon unterwegs. Der Draht mündet in einen Straßengraben. Da, ein Granateinschlag, das ist die Stelle, endlich! Tief geduckt arbeiten beide fieberhaft. Schnell flicken. Schon rattert drüben beim Franzosen ein MG. Einer ist verwundet — Beinschuß! Trotzdem in der Deckung weiter flicken. Kurze Kontrolle. Alles in Ordnung. Jetzt aber schnell zurückarbeiten. Sie kriechen durch die Gräben, noch einige Sprünge bis in eine Hecke, dann zum Waldrand. Der Gefreite hilft dem verwundeten Kameraden weiter. Er humpelt schwer, aber es geht. Nach zwei Stunden melden sie sich wieder an der Sprechstelle: „Störung beseitigt — Verbindung hergestellt!"

PK. Leo Schaller.



Zeichnungen: Herbert Scheurich (4)

Es geht um die Brücken

In der Ferne tauchen die Türme von Orléans auf. Dichte Rauchwolken liegen über der Stadt. Flüchtende Frauen und Kinder kommen den Deutschen in wilder Hast entgegen, immer wieder ertönt der Schreckensruf: „Des avions allemands!" Die deutschen Bomber haben feindliche Stellungen und Truppenansammlungen vor und in der Stadt angegriffen. Es herrscht ein unglaubliches Gewühl auf der Straße. Ziellos flüchtende Zivilisten in Wagen und Autos, auf Fahrrädern und zu Fuß, Trupps von französischen Soldaten, noch voll bewaffnet, feindliche Geschütze. Die Franzosen, Zivilisten wie Soldaten, sind völlig kopflos und wissen nicht wohin.



Aber die Deutschen wissen sehr genau, wohin sie wollen.

Ein Stoßtrupp unter Führung eines Leutnants von den Panzerjägern wird in die Loirestadt vorgeschickt: zwei Pak, ein leichtes Flakgeschütz, zwei Kradschützen; auch der Führer des Pioniertrupps, ein Feldwebel, ist dabei. Auf der Straße nach Orléans sind französische Soldaten eben dabei, Sperren zu errichten. Der Stoßtrupp sorgt dafür, daß diese Arbeit eingestellt wird. Die Franzosen werden entwaffnet, leisten auch keinen nennenswerten Widerstand mehr.

Der Stoßtrupp kreuzt auf einer Überführung eine Eisenbahnlinie, erreicht einen freien Platz, und dann sehen die Männer links eine Brücke liegen. Es ist die Eisenbahnbrücke. Sie ist völlig unversehrt.

Besser wäre es aber, eine Straßenbrücke zu bekommen, denkt der Leutnant. Eine muß hier gleich in der Nähe liegen. Wenige Minuten später halten die Fahrzeuge davor. Zwei Bombentrichter sperren den Weg. Der Leutnant und der Pionierfeldwebel springen ab und rennen im Laufschritt auf die Brücke. Die Fahrzeuge haben sich inzwischen an den Trichtern vorbeigemogelt und rasen hinter den beiden her, erreichen sie hinter dem dritten Bogen der aus zwölf Bögen bestehenden Steinbrücke.

Da zerreißt ein dumpfer Knall die Luft, Splitter und Steine fliegen umher, Wasser spritzt auf, eine dicke Rauchwolke hüllt alles ein. Die Männer vom Stoßtrupp sind einen Augenblick wie benommen. Als sie sich dann umsehen, müssen sie feststellen, daß ihnen der Rückweg abgeschnitten ist. Die Brücke ist hinter ihnen gesprengt.

Himmel noch einmal, ist das eine Schweinerei! Zeit zum Überlegen bleibt ihnen nicht. Wütendes MG.- und Geschützfeuer schlägt ihnen vom jenseitigen Ufer entgegen. Drüben, am Denkmal der heiligen Johanna, steht ein französisches Pakgeschütz und feuert, was das Rohr hergibt. Die Jungfrau von Orléans hält ihre segnende Hand über die französischen Kanoniere, aber auch sie kann jetzt Frankreich nicht mehr retten. Schon

haben die deutschen Stoßtruppmänner ihre Geschütze auf der Brücke in Stellung gebracht, und ein paar Treffer beruhigen den Gegner merklich. Dann geht es im Karacho auf das andere Ufer hinüber.

Es muß gelingen

Die eine Straßenbrücke ist zum Teufel, aber da ist weiter rechts noch die andere. In höchstem Tempo saust der Stoßtrupp mit seinen Geschützen am jenseitigen Ufer der Loire entlang, auf die andere Brücke zu. Auf ihr drängen sich in dichten Haufen flüchtende Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder. Gott sei Dank, denken die deutschen Soldaten, als sie das sehen: Dann können die Franzosen die Brücke ja unmöglich hochgehen lassen.

Aber der französische Zündtrupp an der Brücke denkt anders. Kaum hat der deutsche Stoßtrupp die Hälfte des Weges zurückgelegt, da fliegt die Brücke in die Luft. Aus Rauch und Trümmern dringen gellende, markerschütternde Schreie, ein unbeschreibliches Chaos der Vernichtung und des Grauens ist entstanden. Das Wasser der Loire spült Tote und Verletzte mit sich fort.

Noch steht die Eisenbahnbrücke, die zuerst verschmähte. Der Stoßtrupp macht kehrt, rast wieder am Ufer entlang. MG.-Garben fegen über die Straße, Geschützfeuer brüllt dumpf dazwischen. In dem Buschwerk am Flußufer sitzen überall feindliche MG.-Nester in guter Deckung und schießen, was das Zeug hält. Der Leutnant von den Panzerjägern und der Pionierfeldwebel haben sich auf das leichte Flakgeschütz geschwungen und sausen in höchster Gangart auf die Eisenbahnbrücke zu. Die beiden Pak haben sie als Feuerschutz aufgebaut.

Es muß und muß gelingen, die letzte Loirebrücke vor der Sprengung zu retten.

Die Zündleitung

Auch der Chef der Pionierkompanie hat inzwischen mit seinem Kübelwagen Orléans erreicht. Er hat sich sofort zu der Eisenbahnbrücke gewandt. Dicht bei der Brücke trifft er den Divisionskommandeur, der eben hier eingetroffen ist. Der Bataillonsadjutant hat sich schon einen Pionier gegriffen und stürmt mit ihm auf die Brücke, der Kompaniechef mit seinen drei Pionieren hinterher, weitere Pioniere von der Vorausabteilung sind dabei.

Und nun setzt der Wettlauf mit dem Tode ein. Zu beiden Seiten der Brücke, auf den Gehsteigen, liegt eine Zündleitung. Ihre blanken Aluminiumhülsen glänzen in der Sonne. Bei jedem Brückenpfeiler geht von der Hauptzündleitung eine Abzweigung zu den Sprengkammern in den Pfeilern.

Die Pioniere laufen um ihr Leben. Mit Spaten und Messer, was jeder gerade zur Hand hat, wird eine Abzweigung nach der andern durchschnitten, und jeder Schnitt bedeutet die Erhaltung einer Brückenstrecke. Da schlägt ihnen MG.-Feuer entgegen. Den Pionieren ist jetzt alles gleichgültig. Deckung nehmen würde den sicheren Tod bedeuten, denn die Brücke muß ja jeden Augenblick hochgehen. Ein Wunder, daß die da drüben immer noch nicht gezündet haben. Also weiter, nur weiter!

Plötzlich schweigt das Feuer. Da hat der liebe Gott wohl gerade zur rechten Zeit eine Ladehemmung geschickt, denken die Pioniere und stürmen weiter, von Pfeiler zu Pfeiler, hauen die Leitungen durch. Wieder ein Pfeiler und wieder ein Pfeiler gerettet. Wir schaffen es, wir schaffen es!

Aber es war keine Ladehemmung, die das MG. da drüben zum Schweigen brachte. Im gleichen Augenblick, in dem die Franzosen das Feuer auf die über die Brücke vorwärtsstürmenden Pioniere eröffneten, haben der Leutnant und der Pionierfeldwebel vom Stoßtrupp auf dem jenseitigen Loireufer die Eisenbahnbrücke mit ihrem leichten Flakgeschütz erreicht und in schneidigem Dazwischenfahren das MG.-Nest ausgehoben.

Um Sekunden war es gegangen, denn jede Sekunde mehr konnte den Kameraden auf der Brücke das Leben kosten. Und es hat geklappt. Was von den Franzosen an der Brücke noch nicht tot oder kampfunfähig ist, steht mit erhobenen Händen da.

Die Sprengung der Brücke ist verhindert. Der deutsche Vormarsch geht unaufhaltsam weiter. Gefr. E. Klaaß.

Elsässer Kinder berichten



Mädel aus Oberseebach

Wie unser Dorf deutsch wurde

Am 30. August 1939 wurde durch den Weibel in unserem Dorf bekanntgemacht, daß Generalmobilmachung wäre. Fast alle wehrpflichtigen Männer mußten in den Krieg hinausziehen. Zum Glück hat mein Vater bei uns bleiben können. Wir hatten immer Angst, wegen der Flugzeuge. Eines schönen Montagmorgens, als wir noch schliefen, erwachten wir von einem großen Krach. Da sind wir alle aufgestanden. Der ganze Himmel war voller Flugzeuge. Ein paar Tage darauf schossen die Franzosen den ganzen Mittag über. Als die Nacht kam, schossen die deutschen Soldaten zurück. Fast alle Leute aus unserem Dorf haben die Flucht ergriffen. Auch wir gingen fort, in die Kohlgrube; dort schliefen wir auf einer Matratze. Am Morgen, als wir wieder nach Hause kamen, waren wir deutsch geworden. Wir hoffen alle, daß wir deutsch bleiben und nun ein Vaterland haben.

Susanna M. aus Kirchberg-Wegscheid.

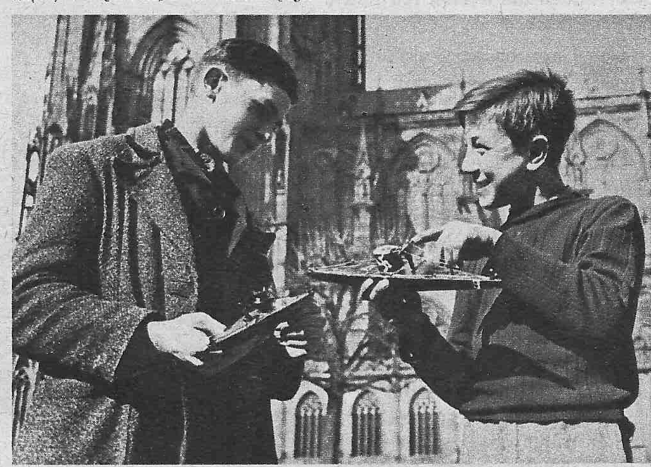
„Seit dem 1. Oktober 1940 ist unsere Schule deutsch"

Wir sind 40 Mädel in einer Klasse der Mittelschule für Mädchen. Seit 1. Oktober ist unsere Schule deutsch. In den ersten Tagen hatten wir nur ein Buch für je zwei Mädel. Drei Wochen später schickte uns der Herr Schulleiter die schönen Zeitschriften „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg". Wir haben uns sehr gefreut. Wir können schon gut darin lesen und freuen uns über die Geschichten, Rätsel und Bilder. In einer Nummer war auf der Rückseite ein Schwarzwaldmädel, das kleine Berthele aus Oberbiederbach. Der Ort Oberbiederbach war die erste Stelle unserer Lehrerin. Sie hatte eine große Freude, als sie das kleine Berthele erkannte. Sie erzählte uns, daß es ein fleißiges Mädel und eine gute Kameradin war. Dionisia N. aus Mühlhausen.

Was ich in meinem Heimatdorf vom Krieg erlebte

Es war an einem heißen Sommertag im Juni 1940. Wir waren bei der Heuernte. Schon einige Tage vorher merkten wir, daß auch bei uns die Offensive einsetzte. Alle Dorfbewohner flüchteten in die Berge. Der Angriff dauerte zwei Stunden, dann kamen die deutschen Truppen in unser Tal hinein. Die Franzosen verteidigten sich so gut wie möglich. In unserem Dorf lagen verwundete und gefallene Soldaten. Auch ein deutscher Hauptmann ist in Rimbach gefallen. Er ist in Sewen begraben. Am anderen Morgen, als wir aus den Bergen kamen, marschierte ein ganzes Regiment deutscher Soldaten ins Tal hinein. Die Gefangenen marschierten unter deutscher Bewachung zum Dorf hinaus. In den Wäldern lagen Flinten, Kanonen und Tornister, die die Franzosen weggeworfen hatten. Diese Geschehnisse werden mir in Erinnerung bleiben, solange ich lebe. Angela G. aus Kirchberg-Wegscheid.

Aufnahmen: Hans Retzlaff und Werner Hager



Straßburger Jungen machen beim Wettbewerb „Seefahrt ist not!" mit

Das schöne deutsche Elsaß



Unser Führer in Straßburg.
Neben ihm Staatsminister Dr. Meißner und General Dollmann Aufnahme: Presse-Hoffmann

Wir sind so jung, so mannesstolz,
wir sind vom Alemannenholz,
und das kann nicht verderben.
Und wenn auch tausend Jahr rumgehn:
Das Elsaß kann nie sterben.

In unserer Heimat rauscht der Rhein,
da wächst das Brot, da wächst der Wein,
da wachsen frohe Städte,
und Gottes Sterne schließen's ein
als eine Perlenkette.

Oskar Wöhrle (geb. 1890 zu St. Ludwig im Elsaß).

Die elsässische Jugend marschiert unter der Fahne Adolf Hitlers, begeistert und stolz, frohgemut und voll Glauben an die große Zukunft der Deutschen. In ihrer Muttersprache, dem köstlichsten Gut der Menschen, singen und sagen elsässische Buben und Mädchen von der Schönheit ihrer Heimat, von Freud und Leid ihres Volkstums, das ebenso deutsch ist, wie das jedes anderen Gaues im Großdeutschen Reich. In ihren Schulen und in ihren Heimatabenden werden sie in der deutschen Geschichte zurückwandern bis in jene Zeiten, da ihre Vorfahren als die Vordersten im Kampf um eine neue Heimat von der Ostsee nach Süden und Südosten zogen.

Bald aber wird ihre Sehnsucht Erfüllung finden, auf Fahrt zu gehen ins Altreich, um mit anderen jungen Deutschen gemeinsam unter den Zelten und in den Jugendherbergen zu schlafen und um von ihrer Heimat zu erzählen.

Wenn aber erst der große Sieg errungen sein wird, dann werden wir aus dem Altreich über den Rhein fahren, von den sagenumsponnenen Burgen und Ruinen übers gesegnete Rheintal hin zum Bruder des Wasgenwaldes, zum Schwarzwald, hinüberblicken und werden den stolzen Spruch verstehen:

Du reisest hin, du reisest her,
du findest so leicht kein Elsaß mehr!

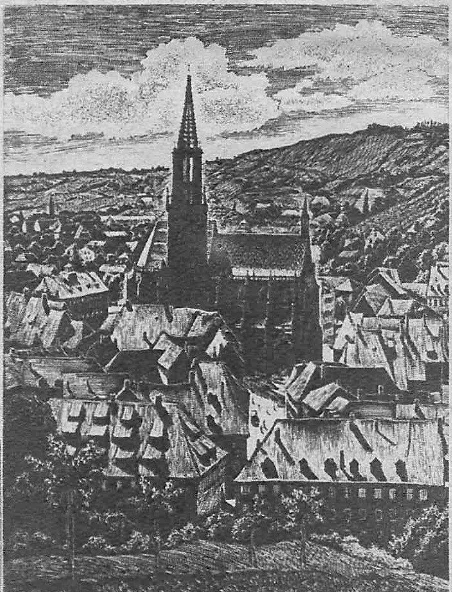
Wir werden zwischen den Weinbergen hinuntersteigen in die uralten Städtchen und Dörfer, in denen die Brunnen vom glasklaren Wasser überlaufen und die Fachwerkgiebel ihre Schatten über die sauberen Gassen werfen. Am Abend werden wir auf den Bänkchen vor den Bauernhäusern sitzen und uns die alten Sagen und Geschichten erzählen lassen, von denen es nirgends so viele gibt wie eben im Elsaß.

Im Frühnebel werden wir in die Täler aufwärts wandern, zur Stille des Wasgenwaldes hinauf, werden in den Bergseen über die Schatten der dunklen Tannen hinausschwimmen ins glitzernde Sonnenlicht. An den Gräbern aber des großen Krieges und an denen des gegenwärtigen Kampfes werden wir uns die Hände reichen und der Besten unseres Blutes gedenken, die das Bekenntnis wahr machten:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein.



Schlettstadt



Thann a. d. Thur

Zeichnungen: Ragimund Reimesch

Sgm.

Vorstoß über den Rhein



Zusammen mit dem Führer ist Reichspressechef Dr. Dietrich am 28. Juni über die Rheinbrücke ins Elsaß gefahren. Er war dabei, als General Dollmann, der Sieger des Rheinübergangs, dem Führer von den Heldentaten seiner Männer Bericht gab. Was er vernahm, erzählt der Reichspressechef im folgenden:

Die Nacht vor dem Angriff war dunkel, stürmisch und voll unaufhörlich niederrauschendem Regen. In den Uferdickichten liegen die Pontons bereit zum Sturm. Aufmerksam lauschen die Pioniere und Sturmbootmänner aus ihren Verstecken nach drüben, zu den Franzosen. Aber dort ist alles still. Hat der Feind nichts bemerkt?

Die Spannung ist fast unerträglich. Träge vergehen die Stunden. Dann, um Punkt 10 Uhr vormittags, zerreißt der Knall eines Kanonenschusses die lastende Stille. Und dann hebt ein Feuern an aus allen Rohren, ein Orkan bricht los, heulend fahren die Geschosse aller Kaliber gegen die französischen Rheinstellungen. Jeder Schuß ist lange im voraus berechnet, auch im dichtesten Nebel sitzt er haargenau im Ziel. Rasend feuern die Geschütze und zerschlagen Bunker um Bunker am Rhein. Die Franzosen sind überrascht. Nur MG.-Feuer, die Strombreite abstreuend, antwortet zunächst. Erst nach einer geraumen Weile setzt auch die französische Artillerie ein. Aber sie hat kein festes Ziel. Sie weiß nicht, daß schon die deutschen Stoßtrupps aus den Uferdickichten hervorbrechen. Die Sturmbootpioniere stehen jetzt auf dem Uferdamm und ziehen die Boote ins Wasser. In Sekundenschnelle sind die Heckmotoren angeworfen, und schon rasen drei, vier, acht, fünfzig, hundert Boote los, jedes sicher gesteuert von einem Pionier, der aufrecht den Garben der französischen Maschinengewehre trotzt. Es ist eine tolle Jagd. In wenigen Minuten sind sie drüben am anderen Ufer, drosseln den Motor, wenden innerhalb von Sekunden — die Stoßtrupps springen heraus, krallen sich ans elsässische Ufer, schleudern die ersten Handgranaten gegen die Franzosen, schießen die ersten Feuerstrahlen ihrer Flammenwerfer gegen den Feind, indes die Boote schon wieder den Rhein überquert haben und neue Sturmsoldaten heranbringen. Stundenlang geht dieses Übersetzen vor sich, hin und zurück jagen die Boote, tollkühn und pausenlos. Drüben, auf dem linken Ufer, hat sich ein schwerer Kampf entwickelt. Bunker um Bunker, Stellung um Stellung muß gestürmt werden. Die französische Artillerie schießt aus allen Rohren. Zäh verteidigen sich die völlig überraschten Besatzungen der Uferstellungen. Zum Teil sind die Franzosen nur notdürftig bekleidet; daß die Deutschen bei diesem Wetter und noch dazu am Vormittag um 10 Uhr angreifen würden, haben sie nicht erwartet. So wie der Ansturm sie aus den Betten riß, liegen sie nun an den MG.s, hinter den Kanonen und schießen, was aus den Rohren heraus will.

Aber diesem Angriff sind sie nicht gewachsen. Bunker um Bunker wird zerschlagen, ausgeräuchert, verbrannt, gestürmt, umgangen. Bald zieht sich der Kampf weiter ins Land hinein. Der Rheinübergang ist gelungen.

Schon eine Stunde nach Angriffsbeginn kann mit der ersten Pontonbrücke begonnen werden. Noch liegt feindliches Artilleriefeuer über dem Strom, aber unsere Pioniere gehen an ihre Arbeit, als übten sie im Manöver. Aus dem Gebüsch werden die sorgsam getarnten Pontons herausgewuchtet, die Einsatzfähren werden zusammengebaut. Die Männer spüren nicht mehr Wind, Nebel, Regen und die Kälte des Rheins, kaum beachten sie das feindliche Feuer. Jede Sekunde ist wertvoll. Nur schnell; noch schneller! Nach dreieinhalb Stunden sind alle Einsatzfähren fertig, und wieder nach einigen Stunden sind alle Fähren verankert. Gerade und genau liegt ein Ponton neben dem anderen im Strom. Die Brücke steht! Am Spätnachmittag rollen die ersten Fahrzeuge hinüber. Panzer folgen, Lastwagen, und schließlich ergießt sich ein endloser Strom von Kolonnen über den Rhein. Noch schießen ein paar französische Widerstandsnester, aber bald marschieren auch die ersten Kolonnen Gefangener über die Brücke, müde und abgekämpft, froh, dem Tode entronnen zu sein.

Der großartige, blitzschnelle Stoß über den Rhein entschied auch über das Schicksal von Straßburg. Die Stadt blieb außerhalb der Kämpfe. Unzerstört fiel sie den tapferen, siegreichen Truppen zu.

Am 18. Juni, als die deutschen Divisionen schon den Rand der Vogesen erreicht hatten, rückte die Vorhut einer Radfahrabteilung in Straßburg ein. Zwei Mann waren es nur, sie fuhren sogleich zum Münster, fanden die Turmtüre offen und stiegen hinauf auf des Münsters höchste Spitze, um dort die Fahne des Großdeutschen Reiches zu hissen. — Das Elsaß war wieder deutsch.

(Aus dem Buch „Elsaß und Lothringen — deutsches Land". Herausgegeben von Staatsminister Dr. O. Meißner.)

Zeichnungen: Herbert Scheurich



Ein Lied vom Rhein

Die Glocken läuten ins Land hinein,
sie rufen und jubeln von unserem Rhein,
vom deutschen Rhein, der seit tausend Jahr
ein schimmerndes Bollwerk des Reiches war! —

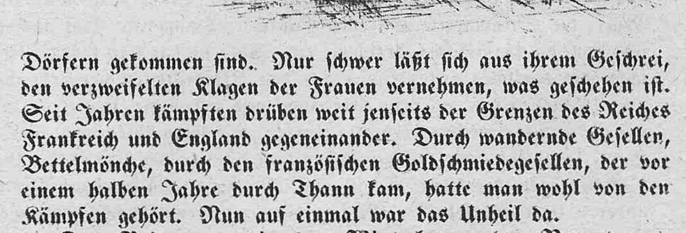
Wie wir dich lieben, du deutscher Strom,
mit deinem himmelanragenden Dom,
mit deinen Burgen voll trotzigem Mut,
mit deinen Stätten voll Liebe und Glut.

Mit deinen leuchtenden grünen Wogen
kommst du aus grauer Vorzeit gezogen
und spinnst uns in Sagen und Märchen ein. . .
Wie lieben wir dich, du deutscher Rhein!

(Gekürzt) Elisabeth Falkenstein.

Die wilden Briten in Thann

Im Jahre 1338 erhob der britische König Anspruch auf den französischen Thron. Er machte dem rechtmäßigen französischen König sein Erbe streitig und fiel mit seinem Heere in Frankreich ein. Damit begann ein blutiger Krieg, der über hundert Jahre dauerte, bis es den Franzosen unter Führung eines tapferen Bauernmädchens namens Johanna d'Arc gelang, die Briten zu verjagen. Wie die Briten während ihrer Raubzüge auch einmal ins deutsche Elsaß einfielen, das erzählt unsere Geschichte:



Es sind die Zwölften des Jahres 1365. Winterlicher Friede liegt über der Stadt Thann, hat Häuser und Stuben umfangen. Drinnen braten die Äpfel in den großen Öfen, alle Arbeit ruht, denn es ist stille, altheilige Zeit — und nur der Wächter geht des Nachts mit schwerem Schritt durch die dunklen Gäßchen. Es sind so recht die Zeiten zum Nachdenken. Auf der Zunftstube der Schuhmacher sitzt Meister Gottfried und liest aus einem dicken Buche vor. Er hat in seinen jungen Jahren die schwere Kunst der schwarzen Schrift erlernt. Vier andere Meister hören ihm zu.

Es ist Abend geworden. Vom Turm stößt das Betglöckchen leise an. Kaum ist es zu Ende, da beiert und klappert ein hastiger Glockenschlag hinterher, stößt hart an und läßt seinen Klang durch den Raum schwirren. Dann setzt die große Glocke ein — und auf einmal springen die Männer auf:

„Gott woll' uns helfen — sie läuten Sturm."

Meister Gottfried nimmt hinter der Bank vom Bord den schweren, vielbärtigen Schlüssel hervor, rückt einen Schrank ab und schließt die Kammer auf, wo die ehrbare Zunft ihre Waffen verwahrt. Die Glocke draußen schwingt immer noch. Auf der Straße wird Lärm laut. Der rotbärtige Fuhrmann Sebastian Murger zerrt seinen Rotfuchs aus dem Stall und sitzt auf, Kinder schreien, Frauen laufen — noch immer bimmelt das Glöckchen.

Meister Gottfried geht mit den vier anderen Meistern und den sechs Gesellen, die der ehrbaren Schuhmacherzunft angehören, mit schwerem Schritt die leise wankende Leiter hinauf, die zur Mauerzinne führt. Fern steht rotqualmender Schein über dem Lande. An drei, vier Stellen ist der Himmel gerötet. Die Bürger von Thann weisen hinüber mit den Händen, versuchen, die Dörfer festzustellen. Was dort brennt, ist keine zufällige Feuersbrunst, kein Backofen, der in Brand geraten, kein Funke aus einer Schmiedeesse, der im Strohdach gezündet — das ist der Feind.

Als sie noch hinausschauen, wird Lärm draußen hörbar, rasseln Wagen, schreien Menschen: „Tuet 's Tor auf, die Briten kommen!"

In aller Vorsicht wird das breite Tor geöffnet — hinter ihm stehen die Zünfte mit stoßbereiten Piken, falls hinter den Flüchtigen schon der Feind mit altbewährter Kriegslist sich eindrängen will. Aber es sind nur arme, flüchtige Bauersleut', die aus den brennenden Dörfern gekommen sind. Nur schwer läßt sich aus ihrem Geschrei, den verzweifelten Klagen der Frauen vernehmen, was geschehen ist. Seit Jahren kämpften drüben weit jenseits der Grenzen des Reiches Frankreich und England gegeneinander. Durch wandernde Gesellen, Bettelmönche, durch den französischen Goldschmiedegesellen, der vor einem halben Jahre durch Thann kam, hatte man wohl von den Kämpfen gehört. Nun auf einmal war das Unheil da.

Den Briten war in den Winterlagern der Vorrat ausgegangen. Frankreich war leergefegt wie eine Tenne. In einer trunkenen Nacht hatten seine Söldnerführer dem König von England vorgehalten, daß sie bald nichts zu beißen und nichts zu brechen, und noch schlimmer, nichts zu saufen hätten.

Der alte Dorfschulze sagt voll grimmiger Empörung: „Da hat der britische König seinen Humpen voll Malvasier genommen und hat gesprochen: „Wisset Ihr nicht das britische Trinkgebet? So will ich es Euch lehren, hab es selber zu Canterbury auf der hohen Schule gelernt und heißet also: Gott, der Du den Bauernpöbel zum Dienst der Herren und Pfaffen hast da sein lassen und zwischen uns und ihm Feindschaft gesetzt hast, laß uns, so bitten wir, von seiner Arbeit leben und Freude daran finden, ihn totzuschlagen bei unserem Herrn Neus Bacchus, der da säuft und trinkt und Becher schwingt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!"

Dann haben sie sich toll- und vollgesoffen, und der König von England selber hat seinen Leuten, den Söldnern und den Bogenschützen und Reitern, zugeschrien: „Auf, gehet hinüber in das Deutsche Reich der Dummköpfe und Arbeitsbienen, die lange genug für uns den Honig zusammengetragen haben, nehmt ihnen den Schinken vom Brett und den Wein aus dem Keller!" — Dann haben sie alle gebrüllt, haben ihr Lager abgebrochen und sind, ohne Fehde anzusagen, ohn' gerechte Ursache und Grund ins Reich eingefallen — und unser alter Hof steht heut' in Flammen", sagt der grauköpfige Mann mit einer Stimme, die vor Wut und Schmerz zittert.

Von draußen fern her ertönt ein schrilles Trompetensignal, schwillt an und zerreißt jäh die Stille der Nacht: „Die Briten!" — Die ganze Nacht sind die Mauern von Thann besetzt.

Am Morgen sieht man nicht weit von der Stadt das große Lager. In bunter Tracht, in Sturmhaube und wehenden Mänteln bewegen sich draußen die britischen Heerhaufen. Vor ihrem Lager haben sie Pfähle eingeschlagen und Stricke gespannt, damit kein plötzlicher Reiterangriff sie überraschen kann.

Was soll man machen? Soll der Bürgermeister versuchen, mit dem Feind zu verhandeln? Soll man versuchen, ihren Abzug zu erkaufen? Während noch die Ratsherren im Turmgelaß des Tores beraten, flitzen die ersten britischen Pfeile herüber. — Es ist ein mühsames Wachen auf den Mauern, aber man darf nicht müde werden, denn auf einmal kann der Feind anzurennen versuchen, kann eine unbewachte Stelle angreifen. Aber will er die Stadt wirklich erobern?



Vor sich her stoßen die Briten die gefangenen Frauen und Kinder

Zeichnungen: Karl Löffler

Es wird Nachmittag. Wieder versuchen die Briten, einige Pfeile über die Mauer zu senden. Ein Schmiedegeselle hat bereits einen Britenpfeil in der Schulter.

Da wird es unten im Lager lebendig. Ein ganzer Schwarm Briten, Reiter und Fußtruppen, wälzt sich herauf – brüllend und tobend. Der Anführer hat statt des Helmes einen großen Abendmahlskelch sich auf den Kopf gesetzt, ein anderer trägt über dem Panzer das Gewand eines Domherrn. Von der Lanze weht ein kostbar gesticktes Altartuch – und in der Mitte schleppen sie einen Haufen Kinder und Frauen mit.

Voller Wut versuchen die Bürger, mit der Blide, der Steinschleuder, einige Steine gegen den lärmenden britischen Haufen zu schleudern; die Entfernung ist aber zu groß, und höhnisches Gekreisch und Gebrüll der Angetrunkenen ist die einzige Antwort. Plötzlich schreit einer der Briten etwas – und mit hocherhobenen Lanzen wälzt sich der Haufe gegen das Tor heran. Die Zunftmeister und Gesellen fassen die Spieße fester. Aber was ist das? Vor sich her stoßen die Briten die gefangenen Frauen und Kinder, drängen auf das Tor zu. Die Frauen schreien laut auf und wehren sich verzweifelt. – Da – neue Briten kommen heran. Sie heben einen Rammbaum hoch und stoßen schräg von unten gegen das Tor. Polternd stürzen Steine, stiebt Staub, dann senkt sich das Tor nach innen und bricht nieder. Über das Tor hinweg werden die Männer handgemein. Aber diese Briten sind nicht zu fassen. Wo man einem zu Leibe will, ertönt das erbärmliche, verzweifelte Schreien der Frauen und der Kinder, die sie vor sich herstoßen. Dahinter aber stoßen sie mit ihren Spießen. Schon sind sie im Tor selber, schon haben die ersten sich durch das Tor in die Gasse gedrängt. Ein riesiger Schmied ergreift einen Pecheimer – in hohem Bogen schleudert er den brennenden Eimer in das Tor hinein. Das treibt die Briten etwas zurück.

Aber sie drängen unaufhaltsam, einige von ihnen schwingen Fackeln und wollen sie bereits auf die Häuser werfen. Da ertönen von draußen dumpfe, lärmende Schreie. Auf einmal läuten die Glocken triumphierend vom Turm – draußen wimmelt es heran in Harnischen und Panzern. Die Briten machen zum Teil kehrt, um den neuen Feind anzugreifen. Immer lauter schwillt der Schrei: „Hie Andlau und das Hillge Reich!"

Da fassen die Männer von Thann wieder Mut.

Plötzlich wenden sich die Briten zur Flucht – riesig, im Panzer von den Füßen bis zur Halsberge, den Sturmhelm hochgeschlagen, den wüsten roten Bart gesträubt, hält mit hochragender Eschenlanze auf schwerem, rotweißem Schecken wie ein Standbild ein Reiter auf der Brücke, sticht in die britischen Haufen hinein wie beim Tontaubenstechen.

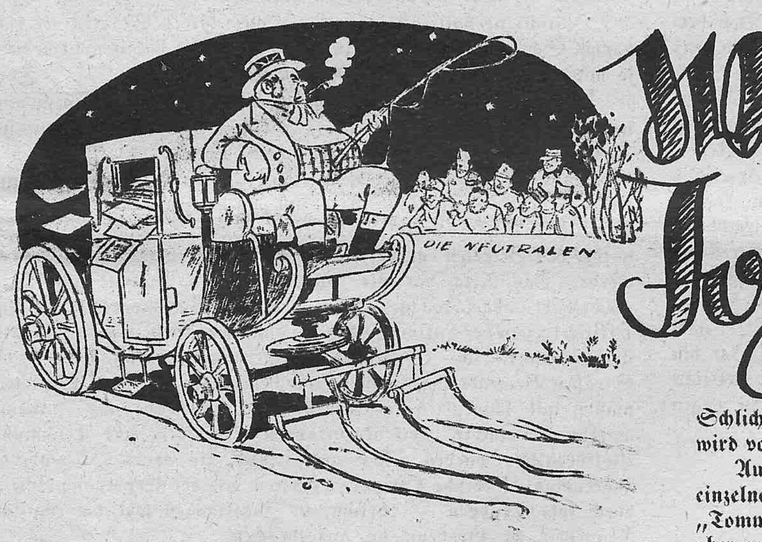
„Der Andlauer Graf! Der Reichsvogt!"

Ein jubelnder Schrei – und von draußen wogen die Massen der Kriegsleute, der Bauern, die er zum Heerbann aufgeboten, heran. Was jetzt noch von Briten da ist, versucht so rasch wie möglich zu entfliehen.

Der rotbärtige Riese zeigt mit seiner Lanze hinter ihnen her: „Reichsächter! Landstürzer! Meineidige Schalke! Alle einfangen!" Dann wischt er sich mit einem roten Tuch die Stirn und sagt gutmütig: „Denen haben wir den Empfang im Reich versalzen. Die kommen nicht wieder. Briten hier im deutschen Elsaß – das größte Räubergesindel aller Zeiten! Euch wollen wir heimleuchten." Und er wendet sein Pferd, grüßt und macht sich mit an die Verfolgung der britischen Landräuber.

Professor Dr. von Leers.

Was ist John Bull?



Vorspann gesucht!
So zeichnete unser Mitarbeiter Bob im September 1939. Inzwischen haben sich doch einige vorspannen lassen. Es ist ihnen schlecht bekommen!

Jedermann weiß, wer mit „John Bull" gemeint ist. Wir kennen ihn recht gut. Die Zeichner stellen ihn uns vor als einen fetten Mann, der satt ist und doch immer noch Appetit hat. Einer, der sich als Herr der Welt gebärdet und im Grunde genommen doch ein Spießer ist. Wer aber hat dieses Spiegelbild erfunden? – Die Briten selbst, und zwar bereits im 18. Jahrhundert. Damals erschien von einem Schottländer geschrieben eine politische Schrift mit dem Titel „History of John Bull" (Geschichte des John Bull). Mit diesem John Bull aber war niemand anderes gemeint als der britische Staatssekretär John Bullingbrook, der die Geschäfte der britischen Regierung damals leitete und in der brutalsten Weise den Vorteil des Landes erstrebte. Der Verfasser wollte damals den Briten vor Augen halten, auf welch gemeine Art in ihrem Lande die politischen Geschäfte betrieben werden. Die Briten aber fanden die Handlungsweise des John Bull nicht nur ganz in Ordnung, sie hatten sogar ihre helle Freude an ihm und machten ihn selbst zu ihrem Nationalheiligen, der er bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Satt und selbstzufrieden zu lächeln, das fällt ihm heute allerdings schwer, denn in diesem Kriege, den er gegen Deutschland heraufbeschworen hat, nützen ihm weder seine Schläue noch seine Schliche etwas. Er wird diesmal nicht nur den kürzeren ziehen, er wird vom Kutschbock heruntermüssen.

Aufschlußreich sind auch die Namen, die den Soldaten in den einzelnen Ländern zugelegt werden. Der britische Soldat wird „Tommy" genannt. Das ist eine Abkürzung für Thomas. Warum aber gerade Thomas? – Als in der britischen Armee das Soldbuch eingeführt wurde, da hatte man als Unterschriftsbeispiel den Phantasienamen Thomas Atkins eingesetzt, und von da ab hieß man alle Infanteristen „Thomas Atkins", kurzerhand Tommy.

Der französische Frontsoldat wird „Poilu" genannt. Dieser Name kam erst im Weltkrieg auf und bedeutet der „Unrasierte". Die Erklärung ist recht einfach. Man sah schon von weitem nur am Stoppelbart, wer aus dem Schützengraben kam.

Hat so der deutsche Soldat für seinen Gegner keine gehässigen Schimpfnamen, so ist das bei dem Gegner anders. Die Briten nennen uns „huns", das heißt also „Hunnen", soviel wie Barbaren. Die Franzosen nannten uns „boches", am liebsten noch sale („schmutzig") davor. Boche ist von caboches abgeleitet, übersetzt heißt das „Quadratschädel". Diese Bezeichnung wurde erstmals im vorigen Jahrhundert den deutschen Buchdruckern zugelegt, die in großer Anzahl wegen ihrer hervorragenden Fachkenntnisse in Paris angestellt waren. Sie trugen ihre Haare nicht so elegant und pomadisiert wie die Pariser, sondern kurzgeschnitten, und ihre Gesichter wirkten darum eckiger.

Die Franzosen haben inzwischen gelernt, was in den Quadratschädeln steckt. Und alle Tommys, wenn sie von den „huns" geschnappt werden, sind von Herzen froh, erfahren zu dürfen, daß die Deutschen weder Hunnen noch Barbaren, wohl aber Soldaten von Ehre sind.

Nach Horst Seemann.

Wer zu England steht – untergeht!

Eine kurze Rückschau von Peter Osten

Auf dem Tisch liegt eine Feldpostkarte aus dem Südosten. Hannes schickt sie mir und schreibt: „Ich denke heute besonders an unser gemeinsames Versprechen, eine Reise nach dem Balkan zu machen. Lieber denn je werde ich mich nach dem siegreichen Kriegsende mit Euch hierher begeben, um die Länder noch einmal zu schauen, die wir hier niedergezwungen haben, weil sie dem Frieden Europas im Wege standen."

Ich erinnerte mich an jenen Sommertag vor zwei Jahren, wo wir zu dritt beisammensaßen und Bob, braungebrannt, Hannes und mir vom Balkan erzählte. Er hatte dort seinen Urlaub verbracht.

Keiner von uns ahnte damals, daß auch das von Bob geschilderte Land der Berge und Flüsse, der Sümpfe, Seen und Schilfgebiete einmal das Kampfgebiet deutscher Truppen sein würde. Nein, niemand von uns hielt es für möglich, daß dieses schöne Reiseland, geliebt von vielen Deutschen, einst zum Opfer britischer Kriegsausweiter werden würde, und daß seine Menschen von durch englisches Geld gekauften Offizieren in einen sinnlosen Krieg gegen das Reich gehetzt würden.

Im Gegenteil, Bob schwärmte voller Reiselust und machte uns den Mund wässerig mit seinen Schilderungen. Er erzählte von den ungeheuren Wäldern Sloweniens, deren majestätische Schönheit jeden Reisenden überrascht. Er schilderte uns die malerische Buntheit der dalmatinischen Küste und ließ vor unseren Augen die herbschöne Landschaft der wildzerklüfteten Karstlande erstehen. Ja, Bob verstand es, uns dies Land mit allen Schönheiten so zu schildern, daß wir begeistert zusagten, später mit ihm eine gemeinschaftliche Reise in die so lange Zeit unbekannteste Gegend Europas zu machen. Natürlich mußte Bob noch weitererzählen. Einen kleinen Dämpfer auf unsere Begeisterung setzte er mit der Mitteilung, daß die Verkehrsverhältnisse allerdings sehr schlecht seien und man zum Beispiel von Belgrad bis nach Dubrownik (Ragusa) fast einen ganzen Tag in einer unbequemen Schmalspurbahn unterwegs sei. „Diese Fahrt ist trotzdem, wenn man sie zum ersten Male macht, sehr interessant. Wer jedoch weiß, daß sie mit dem Flugzeug innerhalb einer Stunde zu schaffen ist, der fährt kein zweites Mal mit dem „Dampfesel" – so nennt man die Lokomotiven der kleinen Gebirgsbahnen – nach dem schönen Ragusa." Bob lachte damals und sagte: „Ich bin natürlich auch ein Opfer der Eisenbahn geworden. Das war vielleicht eine verrückte Fahrt. Es geht dauernd durch irgendwelche engen Tunnels. Das Schlimmste ist aber dabei nicht die Dunkelheit, sondern der Qualm, der sich dann in die engen Wagen drückt. Da kommt man aus dem Husten nicht heraus."

Aufnahme: Presse-Hoffmann



Wieder rollten die deutschen Kolonnen den schwierigsten Hindernissen entgegen und bezwangen sie

Als wir Bob fragten, wie es denn käme, daß die Bahn so lange Zeit brauchte, erklärte er uns: „Das ist ganz einfach. Die Lokomotive schleppt ihre Wagen in stundenlanger, ermüdender Fahrt auf ein Gebirge. Wenn sie dann oben ist, saust sie mit einem Höllentempo wieder bergab. Im Grunde genommen aber hat sie dann nur ein paar Kilometer geschafft. Am besten lernt der Autoreisende das Land kennen, womit ich auf keinen Fall behaupten will, daß die Straßen etwa vorbildlich wären. Das stimmt nämlich auch nicht. Nur in den ehemals österreichischen Gebieten der Herzegowina und Bosniens und auch in Slowenien sind sie erträglich. In Serbien und Dalmatien sind sie grauenhaft. In Südserbien und Mazedonien stammen sie noch aus der Türkenzeit. Ihr könnt euch vorstellen, was da für ein Pflaster ist." Trotzdem versprachen wir uns an jenem Abend fest in die Hand, daß wir später einmal zu dritt in die sonderbaren Länder des Balkans fahren wollten.

Warum mußte Jugoslawien den Weg der Selbstvernichtung gehen? Weil es aus der Geschichte nichts gelernt hat! Welche Vermessenheit hat diesen Staat veranlaßt, gegen die siegreichen Armeen des Deutschen Reiches die Waffen zu erheben und sich gleich Griechenland auf die Seite Englands zu stellen?

Deutschland hatte alles getan, um diese beiden Staaten vor dem harten Schicksal des Krieges zu bewahren. Sie haben nicht gehört, so mußten sie die Macht des Reiches spüren.

Wenn der junge jugoslawische König Peter den größenwahnsinnigen Ausspruch tat, er warte nur auf den Tag, an dem sich Jugoslawien gegen die Nazis entscheide und er die Armee übernehmen könne, dann mußten wohl auch die Dümmsten aller Dummen einsehen, daß Deutschland hart und unerbittlich zupacken würde. Adolf Hitler hat deutlich genug erklärt, daß Deutschland niemals wieder das Betreten europäischen Bodens durch die Engländer dulden werde. Das Reich hat mit Jugoslawien den Beitritt zum Dreimächtepakt abgeschlossen. Eine serbische Verschwörerbande aus Offizierkreisen der Luftwaffe hat auf englisches Geheiß einen Staatsstreich gemacht und die frühere Regierung verhaftet. Durch die Straßen Belgrads zogen johlend und hetzend aufgeputschte Menschenmassen und schwenkten englische Fahnen. Deutsche und Italiener wurden beschimpft, Hakenkreuzfahnen abgerissen und beschmutzt, Volksdeutsche wurden gejagt und getötet, ein neues „Bromberg" angekündigt, serbische Offiziere prahlten mit der Eroberung Wiens durch ihre Truppen – kurzum, in Jugoslawien war die englische Krankheit, der Größenwahn, ausgebrochen.

Ähnlich wie in Polen glaubte die neue Regierung an die umfangreiche Unterstützung durch England und Amerika. Wer nicht half, weil sie nicht helfen konnten, waren die beiden edlen Bundesgenossen, die wieder einen kleinen Staat für ihre Geldsäcke verbluten ließen.

Die deutschen Waffen schlugen schnell und erfolgreich zu. In kurzer Zeit standen deutsche und italienische Soldaten im siegreichen Vormarsch in Jugoslawien, und in elf Tagen brach der Staat zusammen, der dumm genug war, den verlogenen Versprechungen Englands Glauben zu schenken.

Trotz der großen Geländeschwierigkeiten schritten die Armeen der Achsenmächte von Sieg zu Sieg und sorgten dafür, daß nunmehr auch im europäischen Südosten wieder Ruhe und Ordnung herrscht.

Der von den Haßmächten in Versailles 1918 gegründete Staat Jugoslawien hat aufgehört zu bestehen. Die starken Mächte der europäischen Neuordnung, Deutschland, Italien und die ihnen angeschlossenen Nationen, werden durch ein gerechtes Urteil wieder gutmachen, was einst durch verbrecherische Schuld geschah. Die Völker werden frei sein im neuen Europa, und keine Macht der Welt wird ihnen diese Freiheit wieder rauben können.

Der einzige Feind Europas ist und bleibt England, das bisher in feiger Flucht stets der Entscheidung ausgewichen ist. England wird fallen, das wissen wir alle, und am Ende wird stehen:

Der deutsche Sieg.

Geschichtliches vom Balkan

In vielen deutschen Familien wird gegenwärtig der Atlas aufgeschlagen, um den Balkan, die südöstliche Halbinsel Europas, zu betrachten. Zerrissen ist seine Küste, von Gebirgen zerklüftet seine Oberfläche. Zerrissen und bewegt ist auch seine Geschichte.

Im frühen Altertum schon hatten Nordmänner die Donau überschritten, waren durch die Schluchten der wilden Gebirge, auf denen heute deutsche Kolonnen marschieren, nach Süden gezogen und hatten sich in Griechenland niedergelassen. Die griechischen Heldensagen erzählen aus jener Zeit. Herrliche Bild- und Bauwerke erinnern an sie. Von der Tapferkeit der Spartaner und Athener berichtet die Geschichte.

Als die Herrschaft über das Mittelmeer an die Römer überging, wurde die Halbinsel in römische Provinzen eingeteilt, und als das Reich der Römer in der Völkerwanderungszeit zerbrach, beherrschten die oströmischen Kaiser von der Stadt Byzanz aus, die von Konstantin dem Großen Konstantinopel genannt wurde, den Balkan und die Länder um das östliche Mittelmeer.

Wieder überschritten Germanen die Donau. Die Westgoten suchten von Norden kommend neue Wohnplätze. Sie verweilten zwei Jahrzehnte auf der Halbinsel, durchzogen sie in gewaltigem Heerzug und rückten nach Italien weiter, um sich dann in Spanien niederzulassen. (Karte 1.)

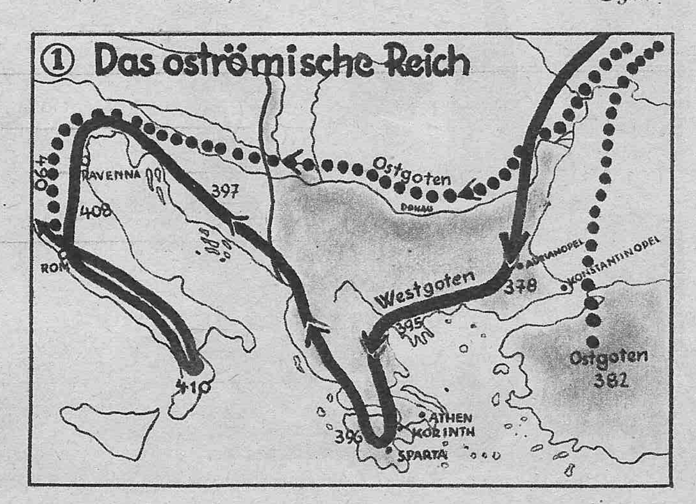
Dreihundert Jahre später erschienen an der Donau, aus Nordosten kommend, die Bulgaren und die slawischen Volksstämme der Kroaten und Serben. Sie gewannen das südliche Donauufer und nahmen den nördlichen Teil der Halbinsel in Besitz, ohne daß jemals ein einheitliches südslawisches Reich entstanden wäre. (Karte 2.) Die Albaner sind Nachfahren der alten Illyrer, die die Römer erst nach langen Kämpfen unterworfen hatten.

Im 14. und 15. Jahrhundert stießen die Türken von Kleinasien aus vor, zwangen den ganzen Balkan unter ihre Herrschaft und bedrohten das Abendland. (Karte 3.) Prinz Eugen hat ihnen Einhalt geboten. Die Balkanvölker aber blieben bis 1830 unter türkischer Herrschaft. Erst nach und nach, über Verträge und Kriege, ergab sich das Bild, wie es Karte 4 zeigt.

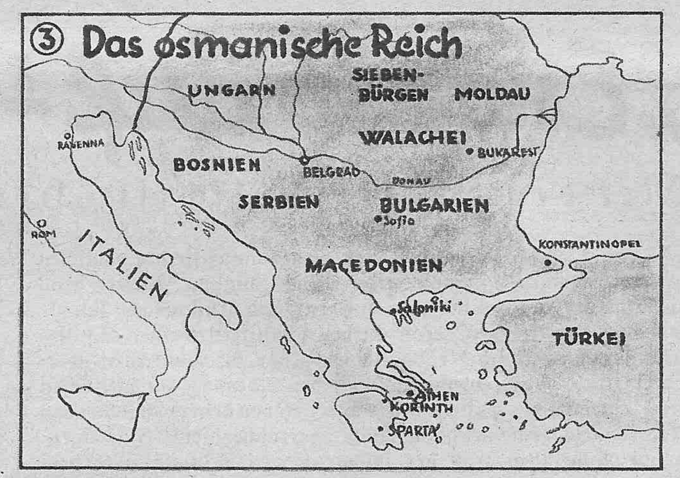
Nach dem Weltkrieg wurden die Verhältnisse auf dem Balkan unter englischem Einfluß neu geordnet. Die Serben trugen die reichste Beute davon. Unter ihre Herrschaft mußten sich die Kroaten, Teile von Bulgarien und Ungarn beugen. Bulgarien verlor seinen Zugang zum Ägäischen Meer an Griechenland. (Karte 5.)

Die „Gewinner" aus dem Weltkrieg glaubten in diesem Krieg sich für England entscheiden zu müssen. Doch sie teilen das Schicksal all derer, die an die Kraft des britischen Löwen glaubten. Aber dieser läßt sie, wie alle seine bisherigen Freunde, im entscheidenden Augenblick schnöde im Stich.

Sgm.



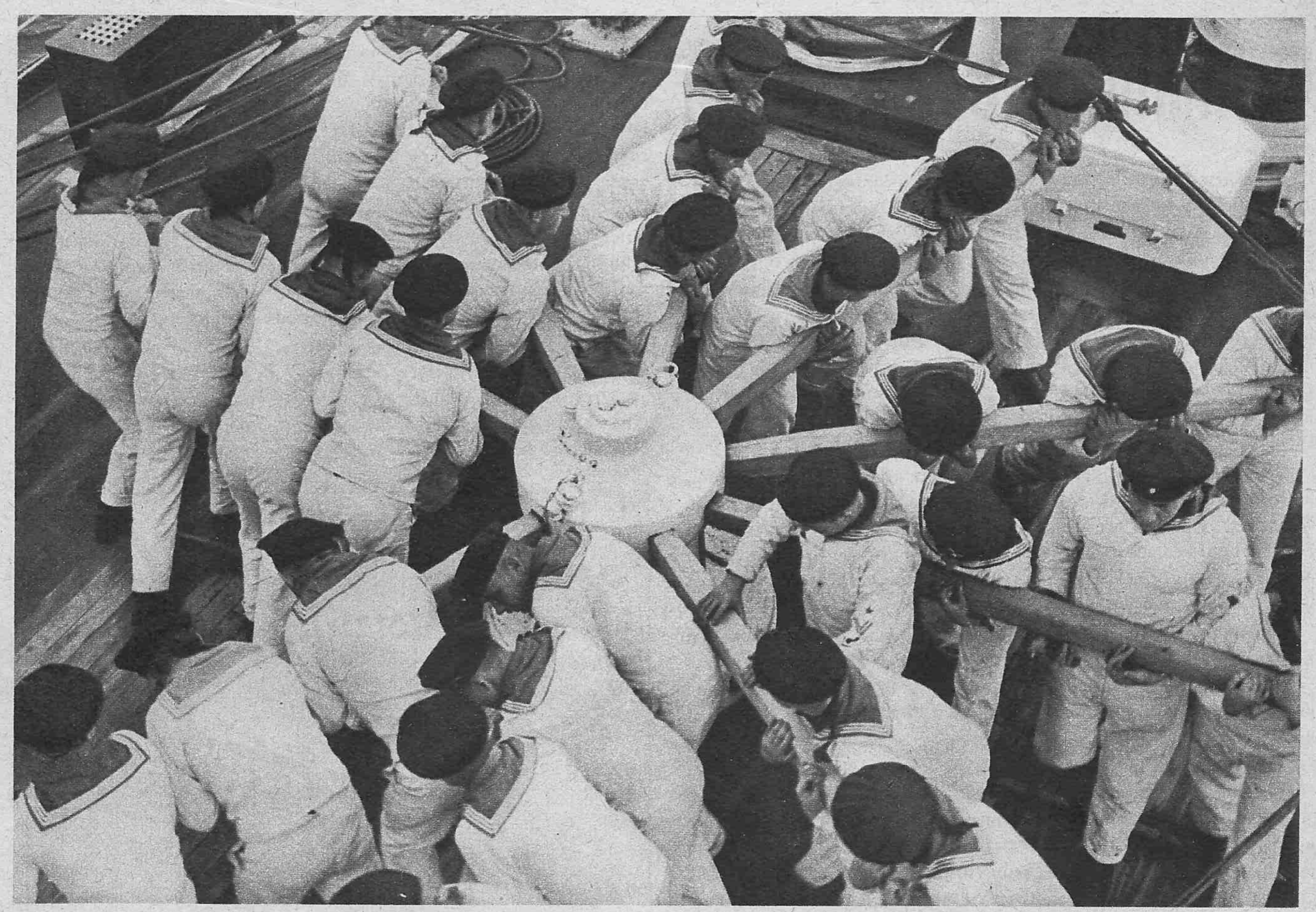
② Der slavische Einbruch
Ravenna
Rom
Italien
Kroaten
Serben
Albaner
Bulgaren 680
Donau
Adrianopel
Konstantinopel
Oströmisches Reich
Athen
Korinth
Sparta







Zeichnungen: Heinz Zinghofen



Nach der Musik einer Ziehharmonika wird der Anker mit dem sogenannten Gangspill hochgewunden

„Entert auf – Segel los!"

Mit dem Segelschulschiff „Horst Wessel" auf großer Fahrt

„Horst Wessel", eines der stolzen Segelschulschiffe der deutschen Kriegsmarine, stampft in der Atlantikdünung. Bleiern grau zieht sich der Himmel bis zum Horizont, und grün wälzen sich die langen Atlantikwogen heran an den schnittigen weißen Schiffsleib. Rasch neigt sich der Tag seinem Ende zu. Dunkelheit überspannt das Meer. Wenn sonst an den Abenden am westlichen Horizont noch bis spät ein heller Streifen von dem geschwundenen Tag kündete, heute bricht die Nacht überraschend ein. Eine eigenartige Ruhe liegt trotz der langgezogenen Dünung über dem Meer. Ist es ein Ahnen vor dem Sturm? Die Freiwache ist aufgezogen und schläft angezogen unter Deck. Die Wachen an Deck vernehmen ein immer stärkeres Pfeifen des Windes in der Takelage. Die Bewegungen des Schiffes werden unruhiger, es stampft gegen die Dünung an. Tief taucht das Vorschiff in die Seen ein, dumpf dröhnt das Schiff von der Gewalt des Wassers wieder. Die ablaufende See gischtet über das Deck hin, ohne Einlaß in das Schiff zu finden. Die Luken sind „verschalkt", das Tauwerk ist fest aufgeschossen, der Wind singt ein immer stärkeres Lied. Der Wachoffizier entschließt sich in Vorahnung des Sturmes, die Segel zu bergen und nur noch die Sturmsegel zu setzen.

Die Freiwache muß 'raus, die Bootsmannsmaatpfeife schrillt über das Deck, und die rauhe Seemannsstimme des Bootsmannsmaats weckt die Schläfer. „Kommt hoch, kommt hoch!"

Ein langgezogenes „Be — eilung" macht die Kerls munter. Aber was tut ihnen Sturm und Wasser — die Männer stürmen hinaus. Hundertmal ist dieses Manöver geübt — und nun beim Einsatz klappt es. Man kann nicht lange kommandieren, der Wind reißt die Worte in Fetzen, der Nebenmann schon versteht nicht mehr, was sein Kamerad zur Linken in den Sturm brüllte. Schon wieder kommt eine See über, die Beine werden weggerissen, und jeder ist froh, wenn er irgendwo mit seinen eisenharten Fäusten ein Tau erkrallen kann, das ihm ein — vielleicht das letzte — Bad im Atlantik erspart.

Und nun hinauf in die Takelage! Voran der Bootsmannsmaat, die Männer stürmen hinterher. Verbissen die Gesichter, stur der Wille, so kämpfen sie im Wind. Was tut es, wenn das Schiff von einer Seite auf die andere in der schweren Dünung rollt? Keiner läßt los. Die Männer sind an den Rahen. 30 Meter über Deck. Zwischen Himmel und brodelnder See „fliegen" die Matrosen umher. Verdammt, wie bockt heute der Zossen! Aber wie beim Exerzieren klappt auch heute das Segeleinholen. Die Fäuste krallen sich in das Segelzeug, das vom Regen und der aufspritzenden See naß ist. Es muß, es muß eingeholt werden! Keiner kann ahnen, was passiert, wenn mit lautem Krachen und Knallen die Segel auseinanderfetzen. Bliebe es beim zerfetzten Segel, das wäre noch zu ertragen, aber ein gebrochener Mast kostet das Leben der Kameraden, die unten in ihren Kojen fest und im Vertrauen auf ihre Kameraden oben an Deck schlafen.

Schweiß perlt von der Stirn. Die Hände glühen, die Taue reißen an den Fingern. Blutflecken von aufgerissenen Händen färben das Tuch. Doch in der Dunkelheit erwischt eine Hand das Segel nicht richtig, und brausend fällt es wieder ab. Gleich greift der Sturm wieder in das Segel und reißt das Schiff einmal nach Backbord, einmal nach Steuerbord, einmal nach vorn und einmal nach achtern. „Kerls, greift zu, greift zu, es kommt auf euch an, es geht um Sekunden!" Und noch verbissener greift die Mann-

schaft 30 Meter über dem Wasser in das Segel. Zentimeter für Zentimeter wird das Segel eingeholt. Keiner läßt mehr los. Das Zeug muß weg, mag kommen, was will. „Mensch, die heutige Freiwache und das nicht fertigbekommen?! Das wär' doch wohl gelacht!" Und sie schaffen es, die Männer. Nur noch die Sturmsegel stehen prall im Sturm. Die Mannschaft entert nieder. Ein Blick auf die Uhr sagt: Zwei Stunden härtester Einsatz, aber die Segel sind weg. Das Schiff rollt in der Atlantikdünung bei einem beachtlichen Südwest von Windstärke 7.



„Zuuu—gleich" und jeder legt sich noch einmal so fest in die Riemen

Die ganze Nacht hindurch und den nächsten Tag sind alle Hände voller Arbeit. Noch oft saust die Mannschaft in die Takelage, und immer werden die Manöver sofort ausgeführt. Doch neben der reinen Seemannsarbeit geht am Tage der sonstige Ausbildungsunterricht weiter. Der militärische Dienst an den Maschinenwaffen wird schneidig und genau trotz des starken Seeganges durchgeführt. Eine andere Gruppe ist beim Navigationsunterricht. Seekarten, Kompasse, Zirkel und viele andere seemännische Gegenstände liegen auf dem Tisch herum. Wieder eine andere Gruppe ist beim „Rein Schiff". Die Pumpe schafft durch einen Schlauch das Wasser an Deck, das durch den Druck und den Sturm beinahe in Wasserwolken zerstiebt. Die Matrosen in ihrem Ölzeug fassen fest an die Absetzer (die „Landratten" sagen „Schrubber") und entfernen im Schweiße ihres Angesichts auch den letzten Ölflecken vom Holz. Harte Seemannsarbeit, die die Mägen alle hungrig macht! Wenn dann die Bootsmannsmaatpfeife zum Mittagessen herauspfeift, dann gibt es aber keinen, der seine Mahlzeit versäumt. An den Backen (sprich Tischen) ist eine frohe Meute versammelt. Der Sturm hat die Gesichter stark gerötet und die Augen blank gemacht. Unverzagt geht es an den Essenpott heran, und bald sind die hungrigen Mägen gestillt. Das Eßgeschirr wird in den Spinden wieder verstaut, und in den Mundwinkel wandert die wohlbekannte Seemannspfeife. Ein kurzes Verschnaufen noch, und dann geht es wieder an die Arbeit. Draußen aber tobt die See. Der Sturm hat nicht nachgelassen. Und während die Männer das Mittagessen einnahmen, stand oben an Deck die Wache und hielt das Schiff im Sturm. Gegen Abend glätten sich ganz allmählich die Wogen. Es bleibt bald nur noch die Dünung, die jedem Atlantikfahrer nur zu gut bekannt ist. Vorbei ist der Sturm. Die Segel sind alle wieder gesetzt, und in frischer Fahrt geht es vorwärts.

Die frischen Soldatenkehlen singen, begleitet von einem Schifferklavier, alte Seemannslieder, und der Wind trägt die Töne mit leisem Schwingen über das Meer: „Blau ist das Meer, die Heimat der Matrosen, nichts auf der Welt hat Gott so schön gemacht ..." In diesen Worten liegt der Sinn des Seemannslebens.

Das ist die richtige Schule für die jungen Maatanwärter, die hier unter dem Kommando eines stahlharten Seemannes die Meere befahren, um aus der Härte

In Ölzeug und Südwester geht's in die Takelage. Das ist keine Beschäftigung für Jammerlappen!

des Dienstes die Kraft zur Führung von jungen Menschen auf allen Schiffen der deutschen Kriegsmarine zu erhalten. Erst in dem Augenblick, wo der höhere Befehl das Segelschulschiff in die Heimat zurückruft, läßt der Kommandant den Kurs wechseln.

„Richtung Heimat." Ein Strahlen liegt auf den Gesichtern der Männer zur See. Bald sind sie in der Heimat auf Urlaub. Doch noch ist härtester Dienst. Zurück bleibt die Atlantikdünung, es geht hinein in den Kanal. Die englische Küste leuchtet herüber, vorbei geht es an Feuerschiffen und blinkenden Seezeichen der friesischen Inseln. Und dann ist der Augenblick gekommen, wo das Schiff in den Heimathafen hineingleitet.

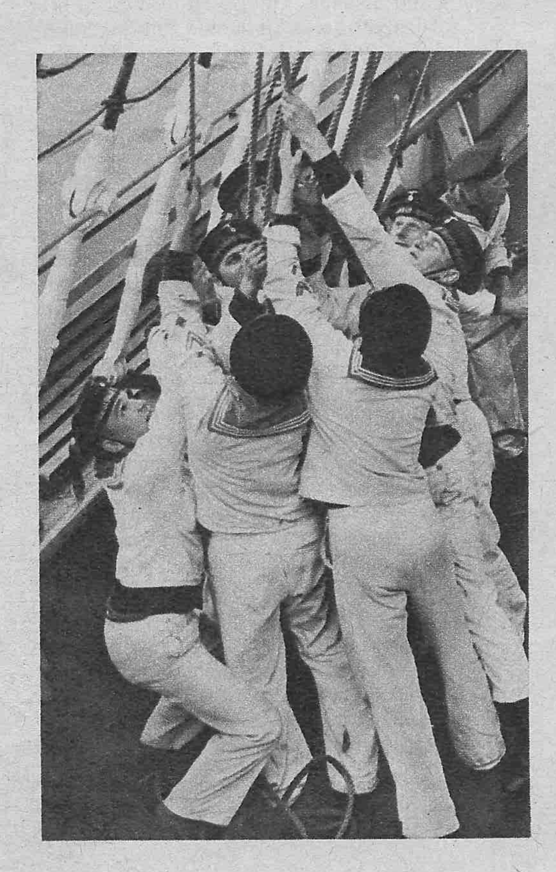
Hier und da winken schon die ersten Landsleute herüber. Die Heimat ist erreicht. Hoch vom Top flattert der Heimatwimpel, und langsam gewöhnt sich das Segelschulschiff an die kurzen Wellen des Hafenfahrwassers. Bis zur letzten Minute werden die Anlegemanöver genau durchgeführt. Am Kai erwarten Kameraden, Angehörige und die vielen Seemannsbräute ihre „Blauen Jungens". Doch noch ist der Dienst nicht zu Ende. „Rein Schiff" ist noch einmal die Parole. Rein Schiff für eine neue Fahrt! Dann flattern die Mützenbänder mit der Aufschrift „Segelschulschiff Horst Wessel" durch die Straßen des Heimathafens. Stolz erheben die Männer ihre Blicke, denn sie haben hart gekämpft.

So war es im Frieden. Dieselben Männer fahren heute gegen Engelland, leisten Gewaltiges und erzwingen für Deutschland den Sieg. Otto Biedermann.



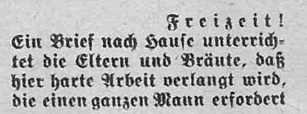
Aufnahmen: Presse-Hoffmann (6)

Zu jeder Tageszeit stehen überall an Deck Posten, die während der Fahrt auf Fahrwasser, Schiffe und Seezeichen zu achten haben. Hier steht einer auf dem Vorschiff



Beim Segelsetzen muß jeder zupacken, das gibt zerschundene Hände und zerrissene Fingernägel



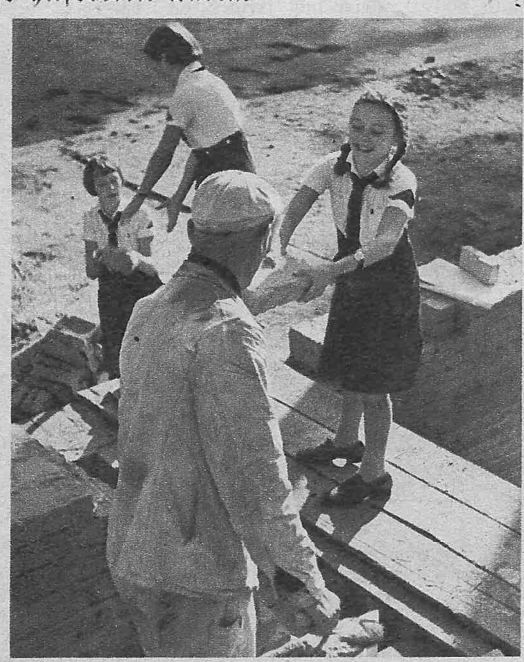


Freizeit! Ein Brief nach Hause unterrichtet die Eltern und Bräute, daß hier harte Arbeit verlangt wird, die einen ganzen Mann erfordert



Jungmädel schleppen Mauersteine

In einer Stadt sollte ein Haus gebaut werden. Es gab aber kein Fahrzeug, um die Steine dorthin zu fahren. Da halfen die Mädel des BDM. Sie nahmen kleine Handwagen und luden sie mit Ziegelsteinen voll. Dann fuhren sie los zur Arbeitsstelle. Der Maurer freute sich sehr, daß die Mädel so hilfsbereit waren.



Dann geben sie dem Maurer die Steine

Aufnahmen: Tenckpiehl



Die Mädels mit den Steinen kommen!

Ein Minensuchboot der deutschen Schuljugend

Am 19. April übergab Vizeadmiral Warzecha in Potsdam an Gauleiter Wächtler das kleinste Minensuchboot der deutschen Kriegsmarine, „Zwerg 7“, als Geschenk für die deutsche Schuljugend, weil sie sich in den letzten Monaten so eifrig für den Seefahrtgedanken eingesetzt hat. Gauleiter Wächtler dankte im Namen der deutschen Schuljugend für das schöne Geschenk. „Zwerg 7“ wird das Hans-Schemm-Schiff auf seinen Fahrten begleiten und allen Jungen und Mädeln Freude machen.





Marine-HJ. auf „Zwerg 7“
Links: Vizeadmiral Warzecha und Gauleiter Wächtler auf dem Minensuchboot Aufnahmen: Hager

Was ist?

Brutto-Register-Tonne: Jedes Schiff wird nach seinem Rauminhalt vermessen, der in Schiffsregistern verzeichnet wird. Das Einheitsraummaß für jedes Schiff ist die Register-Tonne (RT.). Eine Register-Tonne hat den Rauminhalt von 2,83 Kubikmetern. Diese Vergleichszahl entstammt dem englischen Maßsystem und ist soviel wie 100 Kubikfuß. Die Nutzräume im Schiff für Fracht und Fahrgäste werden nach Netto-Register-Tonnen gerechnet. Nach Netto-Register-Tonnen werden die Hafen- und Kanalgebühren für die Schiffe berechnet. Zählt man nun noch die Mannschaftsräume, die Maschinenräume und Navigationsräume hinzu, so ergibt beides zusammen den Rauminhalt des Schiffes in Brutto-Register-Tonnen.

Cyrenaika: Östlicher Teil von Libyen, einer italienischen Kolonie in Nordafrika. Bis 1918 gehörte die Cyrenaika zum Türkischen Reich. 1918 besetzten die Italiener, die im Frieden von Ouchy 1912 schon Tripolis, den westlichen Teil von Libyen, übernommen hatten, die Cyrenaika. England behielt für Ägypten die Bucht von Sollum mit dem Hinterland.

Dodekanes: Inselgruppe der südlichen Sporaden (griechisch „die Zerstreuten“, weil die Inseln so verstreut liegen). Die Inselgruppe liegt vor der Südwestküste von Kleinasien. Sie umfaßt zwölf große Inseln: daher der griechische Name Dodekanes = Zwölfinseln. Außerdem gehören etwa 40 kleine Inseln dazu. Seit 1923 sind die Inseln italienisch. Die Bewohner sind meist Griechen.

Isolationisten: So nennt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Männer, die sich gegen die Teilnahme am Krieg auf Englands Seite wenden, und die den Engländern keine Unterstützung gewähren wollen. Das Wort kommt von „isolieren“ = absondern her. Der berühmte Flieger Oberst Lindbergh, der Senator Wheeler und der Zeitungskönig Hearst gehören zu diesen Männern.

Interventionisten: Das sind die Männer, die sich in die europäischen Verhältnisse einmischen und England beistehen wollen. Ihr Name kommt von dem lateinischen Wort „intervenieren“ = dazwischentreten her. Im Namen der Demokratie hetzen sie gegen Deutschland und Italien. Sie behaupten, daß wir Amerika bedrohen und nach dem Siege über England Amerika überfallen werden. Mit dieser Lüge wollen sie das amerikanische Volk in einen Krieg gegen die jungen Völker Europas hineinjagen. Der Führer der Interventionisten ist Präsident Roosevelt, der seine Weisungen von den Männern der jüdischen Geldmacht entgegennimmt. Dr. S.

Rätselauflösungen aus dem Maiheft

Aus der deutschen Geschichte: 1. 1889, 2. 1871, 3. 1756, 4. 1813, 5. 1923, 6. 1914, 7. 1618, 8. 1940, 9. 1740, 10. 933; Summe: 17 397 : 9 = 1933. — **Magisches Kreuz:** 1. Eismeer, 2. Hamburg, 3. Kreuzer. — **Silbenrätsel:** Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen. — **Das Herz ist einzusetzen:** Infanterie. — **Rangabzeichen der Kriegsmarine:** 1. Admiral, 2. Vizeadmiral, 3. Ing.-Offz., 4. San.-Offz., 5. Oberleutnant z. See. — **Anfangsbuchstaben:** Aviso.

„Wir lassen uns nicht verkohlen!“

So schreibt uns Franz aus Köln-Dellbrück. Franz hat nämlich – wie viele andere Leser – unser „Magnobil“ aus der Aprilnummer durchschaut. „Zuerst hat mich die Erfindung des Magnobils sehr gefesselt“, schreibt er. „Prima! hab' ich gedacht. Aber dann habe ich mir die Sache gründlich überlegt und im Text verschiedene verdächtige Punkte gefunden. So zum Beispiel die Werkstätte des Erfinders, die am magnetischen Nordpol liegen soll. Die „glatte Versuchsstrecke“ ist dann wohl Eis? Die gesamte Konstruktion des Magnobils ist unwahrscheinlich. Dazu kommt noch, daß der Mitarbeiter L. L. (wohl „Lauter Lügen“?) mitten im Krieg mit seinem Auto in die Polargegend fährt! Und der Erfinder heißt nicht Dr. E. R. Logen, sondern Dr. Erlogen. Ja, wir lassen uns nicht so leicht verkohlen. Köpfchen, Köpfchen! Wenn so etwas Feines erfunden werden kann, dann machen wir Deutschen es und warten nicht auf amerikanische Erfinder!“

Andere „Hilf mit!“-Leser haben über den Dr. E. R. Logen hinweggelesen. Aber es kam ihnen verdächtig vor, daß ein Magnet ein Auto treiben soll. Aus Niesky in der Oberlausitz schreibt ein Junge für seine Schulklasse: „Als wir den Artikel in der Schule lasen, glaubten es die Mädels gleich und freuten sich, daß man zum Magnobil kein Benzin mehr braucht. Ich dachte auch erst, daß diese Erfindung Tatsache sei. Aber dann überlegte ich mir: Ein Magnet kann doch niemals so stark sein, daß er ein Auto treibt.“

Ihr dürft aber nicht glauben, daß alle „Hilf mit!“-Leser den Aprilscherz gemerkt haben. Einige sind auch darauf hereingefallen. So zum Beispiel ein Junge, der sich mit zwei Kameraden ans Tüfteln gemacht hat. „Wir haben herausgefunden, wie der Reglerkasten im Magnobil arbeitet“, schreibt er. „Wir wollen Ihnen kurz den Vorgang schildern.“ Ganz genau hat er dann aufgezeichnet, wie nach seiner Meinung der geheimnisvolle Akkumulator im Reglerkasten aussieht. Schade, daß er sich umsonst geplagt hat! Denn ein Magnobil gibt es nicht, auch nicht am magnetischen Nordpol. Es gehört zu den Fahrzeugen, die nur an einem einzigen Tag im Jahr laufen, nämlich am 1. April.

Wer kennt unsere Helden?

1. H . . M . . N	Befreier Deutschlands v. d. Römern
2. . M . E . M . . .	Flieger des Weltkrieges
3. . . TTE	Verteidiger von Kolberg 1807
4. . E . F . L	Feldherr des Großen Kurfürsten
5. . . G . N	Österr. Feldherr i. d. Türkenkriegen
6. . EU . AN .	Verteidiger von Kosel 1807
7. . L . C . E .	Heerführer in den Befreiungskriegen
8. . . . T	Berühmter Flieger
9. . I . H . H	Flieger des Weltkrieges
10. G . . I . . N . .	Heerführer in den Befreiungskriegen

Die Anfangsbuchstaben ergeben einen der größten deutschen Heerführer.

Herausgeber: Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes, Bayreuth.
Hauptschriftleiter: Oberbereichsleiter Henrich Hansen, Stellvertr. Hauptschriftleiter: H. Siegmann, beide Berlin. Schriftleitung: Berlin-Tempelhof. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Nachdruck verboten. — Verlag: Rheinische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 35. — Druck: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof. — Die Schülerzeitschriften des NSLB.: „Hilf mit!“, „Deutsche Jugendburg“, „Deutsche Jugendburg A“.
Anschrift: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19—23. Fernruf: Berlin 75 64 56.